Feuilleton

Die Presse Donnerstag, 22. November 2018

Der weibliche Sound der Pop-Literatur

Schriftstellerin im Gespräch. Sex, Alkohol, Exzess: Barbara Rieger hat in ihrem Debütroman "Bis ans Ende, Marie" über den gefährlichen Flirt mit dem Abgrund geschrieben. "Es macht mir Spaß, die Figuren in den Wahnsinn zu treiben", sagt sie.

VON BETTINA STEINER

ie Seiten lagen eigentlich schon fixfertig in der Schublade. Die Themen: Frauenfreundschaft. Entgleisung. Wahn. Doch zufrieden war die 1982 in Graz geborene, seit dem Studium in Wien lebende Autorin Barbara Rieger nicht. Nein, gar nicht. "Vergangenes Jahr im Sommer habe ich mir gedacht, ich gebe dem Thema noch eine letzte Chance", erzählt sie. Dann setzte sie sich an ihren Schreibtisch und begann von vorne, ganz neu, ganz anders, nicht mehr so konventionell, und hörte dabei Songs von den Babyshambles, von Radiohead, von den Pixies: "Fuck Forever", "Paranoid Android", "Where Is My Mind". Eine Figur, die des Dominik, hatte sogar ihre eigene Auftrittsmusik. Immer, wenn Dominik vorkam, legte sie das Album "Kings of Convenience" auf.

Diese Songs versetzten Barbara Rieger in ihre Jugend zurück, als sie so alt war wie die Heldinnen ihres Romans. "Musik ist außerdem meine Methode, das Leben auf Distanz zu halten, es beeinflusst mich sonst zu stark, und ich muss beim Schreiben ja woanders hingehen." Sie habe beim Musikhören auch immer große Kopfhörer auf. "Die sind ein zusätzliches Mittel, mich abzuschotten."

Und dann ist ihr, wie sie sagt, diese Sprache "passiert".

Männer bleiben Randfiguren

Es ist - kein Wunder - ein extrem rhythmischer Text geworden. Und einer, in dem das Thema, das langsame Abgleiten in eine Psychose, nicht einfach "behandelt" wird. Der Roman geht den gleichen Weg wie die namenlose Protagonistin, eine Studentin, die hier Exzess an Exzess reiht, mit durchsoffenen Nächten und waghalsigen Unternehmungen: Er dreht durch. Die Satzstrukturen lösen sich auf, die Perspektiven verschwimmen, die Geschichte franst aus: "Der Leser sollte nicht mehr wissen: Sagt das die Protagonistin? Denkt sie sich das nur? Oder sagt das jemand anderer?" Und am Ende ist gar nichts mehr sicher. Was geschieht wirklich und was nur in der Einbildung der Studentin? Hat sie jetzt Sex mit Tom gehabt? Ist sie mit Dominik, in den sie verliebt ist, bei einem Konzert gewesen oder nicht? Was hat Marie auf der Party gesagt?

Überhaupt: Was hat es mit Marie auf sich? Marie, das ist die Figur, um die sich al-



Barbara Rieger hatte beim Schreiben unter anderem "Fight Club" vor Augen. Auch dort gibt es einen namenlosen Protagonisten und seinen gefährlichen Freund. Sie mochte das Buch und den Film gleichermaßen.

[Lukas Aigelsreither]

les dreht, die dem Roman den Titel gibt und die Geschichte vorantreibt, während die Männer in diesem Roman - inklusive des Liebesobjekts Dominik - nur am Rande vorkommen. Sie ist das Gegenstück zur Studentin. Eine laute junge Frau, die gern unverbindlichen Sex hat und dabei nicht allzu wählerisch ist. Die mutig ist und fröhlich, aber auch übergriffig und rücksichtslos. Aber existiert sie tatsächlich oder ist sie nur eine Abspaltung? Barbara Rieger hatte unter anderem den Film "Fight Club" vor Augen, als sie den Roman geschrieben hat: Auch dort stehen ein namenloser Protagonist und sein zerstörerischer Freund im Mittelpunkt. Der sich am Ende als Alter Ego entpuppt.

Der Roman macht aber noch mehr Spaß, wenn man annimmt, dass Marie einfach die beste Freundin ist. "Die Beziehung der beiden ist sehr eng. Aber wie bei Liebesgeschichten auch gibt es bei Freundschaften welche, die von Anziehung bei gleichzeitiger Abstoßung geprägt sind. Es kann so toll sein. Die beiden heben ab! Sie sind die größten. Sie sind ganz oben und dann wieder ganz unten."

Für die Ich-Erzählerin ist die Beziehung letztlich toxisch. Wo Marie ist, ist Alkohol nicht weit. Wer mit Marie unterwegs ist, weiß nicht, wo und neben wem er aufwachen wird. Da hilft auch nicht, dass die Protagonistin Psychologie studiert. Die vermeintliche Kontrolle, die sie dadurch über ihr Leben zu gewinnen glaubt, ist trügerisch.

Finger weg vom Gras!

"Bis ans Ende, Marie" ist die Geschichte eines Wahns. Was müsste passieren, damit die Psychologiestudentin wieder heil aus dieser Sache herauskommt? "Im realen Leben würde ich ihr eine Therapie empfehlen. Ich würde ihr raten, von Alkohol und Marihuana die Finger zu lassen. Gerade wenn man psychisch instabil ist, kann das die Zustände noch verstärken. Ich habe Bekannte, die auf Gras ausgetickt sind - bis hin zum Suizid. Und ich würde ihr sagen, sie muss sich abgrenzen. Von den Eltern. Von Marie."

Aber im Roman, meint Rieger, müsse diese Figur ganz einfach ausflippen. "Deshalb war das Schreiben für mich ja so lustvoll: Weil all das hier passieren darf. Es macht Spaß, an die Grenze zu gehen, darüber hinaus, es macht Spaß, die Figuren in den Wahnsinn zu treiben."

Das sagt Barbara Rieger – und wirkt da-bei sehr zurückhaltend. Verbindlich. Gar nicht wie eine Vertreterin der Pop-Literatur. Kein Wunder, dass manche Bekannten von ihrem Debütroman überrascht waren: "Manche sagen: Wahnsinn, da wird so viel gesoffen!" Aber so sei das halt in Österreich. Da wird viel getrunken. Und ihre Mutter war von den Sexszenen schockiert. Sie könne so ein Buch doch niemandem zeigen! "Ich habe ihr gesagt, der Sex sei nur eine Metapher."

ZUR PERSON

Barbara Rieger, 1982 geboren in Graz, hat Ethnologie und Deutsch als Fremdsprache studiert und lebt in Wien. Gemeinsam mit dem Fotografen Alain Barbero hat sie das Buch "Melange der Poesie" mit Texten von 55 Autoren – darunter Friederike Mayröcker, Teresa Präauer, Robert Schindel - herausgegeben. "Bis ans Ende, Marie" ist bei Kremayr und Scheriau erschienen.

Die Vienna Artweek läuft gerade unter dem Motto "Promising Paradise". In Hamburg stellt Kunstfälscher Beltracchi seine Hybris aus.

Das Kunstparadies ist zurzeit Wien - die Hölle ist Hamburg

KUNSTLICHT



VON ALMUTH SPIEGLER

s gibt schöne Zeiten im Leben einer Wiener Kunstkritikerin. ■ Und noch schönere. Etwa, wenn in einer Woche Künstler wie Ed Ruscha, Louise Lawler und David Hockney in Wien vorbeischauen. Letzterer übrigens gerade an dem Tag, als eines seiner Swimmingpool-Bilder in New York zum teuersten bisher bei einer Auktion versteigerten Werk eines noch lebenden Künstlers geadelt wurde. Da schlenderte er seelenruhig durch die Bruegel-Ausstellung im Kunsthistorischen. Von der er übrigens schwer begeistert war, wie der

betagte Brite dem Museum mitteilte. Natürlich wird viel geätzt in dieser mien. Die Überalterung des Galerienprogramms. Den geringen Frauenanteil. Am Ende stehen wir bei all dem besser da als anderswo - die Menschen hier lieben ihre Museen, die Akademien zählen zu den besten Europas, wir haben eine endlose Zahl an Off-Spaces und der Frauenanteil in Museumsleitungen und den Galerieprogrammen ist überdurchschnittlich. Bei all dem muss man ein "noch" hinzufügen und anerkennen, dass vieles aus Nöten heraus entsteht. Denn ein "Promising Paradise",

Provinzialisierung der Kunstakade-

so das Motto der gerade laufenden Vienna Art Week, ist das Künstlerleben sicher keines. Dazu braucht man keine Studien über erbärmliche soziale Umstände von Kunstschaffenden lesen und auch keine darüber, dass der Kunstmarkt ein ärgeres Kastensysdas österreichische Subventionswesen ihnen bis Mitte 30 noch anderes vorgaukelt. Danach: Hölle. Für viele. Wenn sich das System durch daraus erwachsene Exzellenz bewährt hätte, könnte man als international einzigartiges Kulturland wie Österreich nur sagen, nichts billiger als die paar Subventionsmilliönchen für Auslands-Ateliers und -Kulturinstitute, Kunstpreise, Messeförderungen etc. Aber. Das hat es sich eben nicht.

Eine Utopie für die österreichische Kulturpolitik wäre sicher die radikale Reform der Förderungen. Und diese Utopie hat sicher nichts mit Einsparen zu tun, im Gegenteil. Es ginge um Professionalisierung, darum, unseren Platz für zeitgenössische Kunst nicht zu verteidigen, sondern ihn endlich einzunehmen. Das sind wir unserer Vergangenheit schuldig, geEine Utopie wäre die Förderreform. Und das hat gar nichts mit Sparen zu tun!

Was sich Klimt und die anderen Kollegen der heroisierten Modernen sicher nicht verdient haben, ist die unangenehme späte Karriere, die der sogenannte Jahrhundertfälscher Wolfgang Beltracchi auf ihrem Rücken gerade vorturnt: Nach Venedig stellt er jetzt in Hamburg seine Nachäffungen von nie gemalten "Schlüsselwerken" aus. Etwa Klimts Selbstporträt. Er hatte triftige Gründe, es nie zu malen, es interessierte ihn schlichtweg nicht, würde sein ganzes Werk als das eines Narziss enttarnen. Oder Monets "Boulevard des Capucines" von der anderen Straßenseite aus. Was diesen genau so wenig interessiert hätte, denn er malte diese berühmte Ansicht nicht zufällig vom Studio des Fotografen Nadars aus. Diese Hybris, nicht nur die Meister posthum verbessern zu wollen, sondern gleich die Kunstge-